

Die Schillerfeier am 9. und 10. Mai 1905.

Das Friedrichs-Gymnasium veranstaltete eine doppelte Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Todestages Schillers, die eine in der festlich geschmückten Aula am 9. Mai, die andere am 10. Mai im großen Saal des Palais-Restaurants.

I.

Feier in der Aula des Gymnasiums

am 9. Mai, von 10 Uhr an.

1. **Orchestervortrag:** Vorspiel zum 5. Akt des Manfred Reinecke.
2. **Deklamation:** Prolog von Drees.
Milde II.
3. **Chorgesang:** „Lied an die Freude“, nach Beethoven.
4. **Deklamation:** Der Anfang von „Wilhelm Tell“.
Fischertnabe. — Bergiebel V.
Hirte. — Schirmer IV.
Alpenjäger. — Törner IV.
5. **Knabenchor:** „Der Alpenjäger“ Kriegskotten.
6. **Deklamation:** „Berglied“.
Kreßner II.
7. **Chorgesang:** „Schön ist der Friede“ Kriegskotten.
8. **Deklamation:** „Die Nacht des Gesanges“.
Nothfels II.
9. **Chorgesang:** „Ans Vaterland, ans teure schließ dich an“ Kriegskotten.
10. **Deklamation:** „Sängers Abschied“.
Fischer III.
11. **Trauermarsch** von Beethoven.
Vorgetragen von Kaiser I.
12. **Deklamation:** Epilog zu „Schillers Glocke“.
Collmar I.
13. **Festrede** des Professors Paulus.
14. **Chorgesang:** „Stumm ruht der Sänger“.

Festrede des Professors Otto Paulus

im Anschluß an Goethes Epilog zur Glocke.

Ein schöner, sonniger Maientag war's, heute vor 100 Jahren, überall ein Knospen, Sprießen und Blühen, ein Jauchzen und Jubilieren in Wald und Feld, überall sich regendes, sich emporringendes junges Leben. Aber da drinnen in dem friedlichen Dichterheim an der Esplanade in Weimar da lächelte nicht warme Frühlingssonne knospendem Leben, da deutete trübe, finstere Herbststimmung auf Vergänglichkeit und Sterben; da schwebte geräuschlos mit dunkeln Schwingen der Todesengel hernieder, neigte sich über ein bleiches Antlitz, um das Leben von den Lippen des Schlummernden zu küssen. — Wir gehen hinein in das Trauerhaus, wir steigen die Stufen hinan zu dem Oberstocf und treten in das einfache Arbeitszimmer ein. Wir schauen uns um: wie bescheiden ist hier alles, fast ärmlich. Die Fenster ohne Seitengardinen, die Wände fast kahl; ein altväterischer, schmuckloser Schreibtisch, ein Spinett und wenige Stühle bilden die ganze Ausstattung. Und dort hinten in der Ecke steht die schmale, hölzerne Bettstatt, auf der ein sterbensmatter, vom Fieber entkräfteter Kranker der Erlösung harret. Durch die geöffnete Thür schauen wir in die enge, schräge Mansardenkammer, die bis vor kurzem der Schlafraum des großen Dichters war. Um vom Sonnenlicht Abschied zu nehmen, hat er sich erst in den letzten Tagen hier in sein Arbeitszimmer betten lassen. Wir treten an das Lager des Sterbenden, der eben aus Fantasieträumen erwacht. Schon seit vier Tagen liegt er schwach und meist teilnahmslos da, und doppelstinnig war es, als er gestern der geliebten Schwägerin Karoline auf ihre Frage nach seinem Befinden antwortete: „Immer besser, immer heiterer.“ Aber trotz seiner Schwachheit hat er so viel Willensstärke, so viel Klarheit, so viel Zartgefühl, die Gattin, sobald er eine neue Ohnmacht nahen fühlt, unter einem Vorwand aus dem Zimmer zu schicken, und die erste Frage nach dem Erwachen ist, ob auch Lotte nichts gemerkt habe. Der Kranke ist sich klar über seinen Zustand: aber der Tod, dem er ja schon mehr als einmal ruhig und beherzt ins Angesicht geschaut hat, er ist ihm nicht das hohläugige Schreckgespenst mit Stunden-glas und Hippe, nein, er ist ihm der liebliche Knabe, der Bruder des Schlafes, mit der verlöschenden Lebensfackel.

Gewiß, er war Mensch genug, um noch sich an das Diesseit gefesselt zu fühlen. Wie wäre es anders denkbar gewesen für einen zärtlichen Gatten, der mit glühender Liebe an seinem Weibe hing und das Bewußtsein hegen durfte, daß er ihr alles war, daß sie, wie sie selbst sagte, in ihm die ganze Welt fand; für den liebenden und treusorgenden Vater von vier noch unmündigen Kindern, von denen das älteste erst elf und das jüngste kaum dreiviertel Jahre alt war; für den Freund, der so vielen und besonders einem ein unentbehrlicher Berater war; für den in der Blüte der Jahre stehenden Mann, den schaffensfrohen Dichter, der der Menschheit noch so viel zu sagen hatte, und dessen Seele noch so voll war von Plänen und Entwürfen. — Ja, wir wissen genau, daß es Augenblicke gab, wo ihn der Schmerz in dem Gedanken an die baldige Trennung überwältigen konnte. Vor wenigen Tagen hatte man ihm auf seinen Wunsch das jüngste Kind, die kleine Emilie, gebracht und zu ihm aufs Bett gesetzt. „Er nahm sie auf den Arm,“ so berichtet ein Augenzeuge, „und sah sie mit einem Blick von verschlingender Innigkeit an, recht als wenn er sein unendliches Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte.“ Dann fing

er bitterlich an zu weinen und barg sein Gesicht in die Kissen des Bettes. Aber solche Augenblicke, wo ihn der Schmerz überwältigte, gingen rasch vorüber, und im allgemeinen war er so ruhig und gefaßt, daß er geradezu Freunde an sein Krankenlager geladen hat, „damit sie sähen, wie man ruhig sterben könne.“ „Eine unaussprechliche Milde durchdrang sein ganzes Wesen und gab sich kund in allem seinem Urtheilen und Empfinden. . . . Ein wahrer Gottesfriede lag in ihm,“ bezeugt uns Karoline. „Der Tod kann kein Uebel sein,“ hatte er noch vor kurzem zu ihr gesagt, „da er etwas Allgemeines ist.“ — Jetzt verlangt der Sterbende ein linderndes Mittel; er versucht zu sprechen, doch die Stimme versagt, er will schreiben, drei Buchstaben malt mühsam die zitternde Hand, dann verläßt ihn die Kraft, er sinkt ermattet zurück. Die Gattin kniet vor dem Bette und hält die Hand des geliebten Mannes. Am Fußende des Bettes steht der Arzt, dessen Kunst längst machtlos geworden ist, und die treue Schwägerin. Noch ein letzter Blick der Liebe trifft das suchende Auge der Gattin, mit leisem Druck vermittelt die erkaltende Hand die letzte Botschaft des Herzens. Das war das Scheiden. Noch ein schwaches Aufzucken, und „die Welt mit ihrem Wirrsal versinkt hinter ihm, und auf unergründlichen, dunkelen, schweigenden Gewässern zieht das Schiff des Siegers seinen seligen Gestaden entgegen.“ — Es war zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags, als der große Dichter seine Augen zum ewigen Schlummer schloß. — Drei Tage später mitten in der Nacht, kurz ehe der Sonntag anbricht, kommen zwanzig liebe Freunde und tragen in aller Stille die sterbliche Hülle aus dem Trauerhause. Es ist eine liebliche Maiennacht, der Mond scheint durch leichtes Gewölk, man vernimmt nichts als die schwermütig klagenden Töne der schlagenden Nachtigallen — sie singen dem Dichter das Totenlied. — Still bewegt sich der schwarze Zug durch die dunkelen Gassen der schlummernden Stadt. Da plötzlich ertönt der Hufschlag eines galoppierenden Pferdes. Um die Straßenecke biegt ein eilender Reiter, Wolzogen ist's, des Dichters Schwager. Er kommt zu spät zum Abschied vom Lebenden, er kann nur dem Toten noch das letzte Geleit geben. Auf den Jakobsfriedhof geht es, auf dem der Verbliebene zunächst seine Ruhestatt fand. Erst 22 Jahre später hat man seine Reste von hier in die Fürstengruft geschafft, in der sie heute noch ruhen. —

„Auch ein Klagelied zu sein im Munde der Geliebten ist herrlich,

Denn der Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.“

So hatte einst der Dichter in seiner Nanie gesungen, dieser Totenklage, die später der vereinsamten Gattin ein Trostlied wurde, das sie sich noch auf dem Totenbette von ihrer jüngsten Tochter vorlesen ließ.

Nun, er ist nicht klanglos zum Orkus hinabgegangen. Zahllose Klagelieder sind ihm nachgesungen, damals bei seinem Scheiden und das ganze nächste Jahrhundert hindurch; wie das große Schillerfest im Jahre 1859 so entlockt auch das heutige der Harfe der Sänger neue Lieder auf den unvergeßlichen Toten.

Aber hoch über allem, was zu seinem Preise gesungen, schwebt das Lied, das sein großer Freund ihm gewidmet hat, der Epilog zur Glocke, der uns soeben vorgetragen ist. Lassen Sie uns bei unserer heutigen Feier den Empfindungen und Gedanken folgen, die die Seele des allein ihm ebenbürtigen Freundes in jenen schmerzvollen Tagen durchzogen.

Goethe hatte Schiller zehn Tage vor seinem Tode zuletzt gesehen. Selbst kaum von schwerer Krankheit genesen, wollte er am letzten Sonntage des April gegen Abend den Freund in seiner Wohnung aufsuchen, als dieser, der sich gerade etwas wohler fühlte, eben die Treppe herabkam, um ins Theater zu gehen und einer Aufführung der Klara von Hoheneichen von Spieß beizuwohnen.

Goethe schloß sich ihm an und begleitete ihn bis an das Schauspielhaus, wo er ihm zum Abschied herzlich die Hand drückte. Wie konnte er ahnen, daß er den Freund nie wieder sehen sollte und daß das ein Abschied fürs Leben war! — Wir vermiffen Goethe nachher am Lager des Sterbenden, auch im Trauergesolge sehen wir ihn nicht, ebensowenig wie in der Totenfeier, die am nächsten Tage in der Jakobskirche stattfand. Fehlte es ihm an Mitgefühl? War der Tod des Freundes seinem Herzen nicht nahe gegangen? Wie wäre das denkbar! Nein, wir hören von seinen Hausgenossen, daß er die ersten Nächte schlaflos auf seinem Lager zubrachte und oft laut weinte, und einmal brach er in die Worte aus: „Ich verliere einen Freund und in ihm die Hälfte meines Daseins.“ — Aber man will bemerkt haben, daß Goethe geflissentlich solchen seelischen Erregungen aus dem Wege ging. Auch er bringt sein Totenopfer am Grabe des Verbliebenen, aber in seiner Weise. Lange schwankt er, wie er die Feier am würdigsten gestalte. Den ersten Plan, die Arbeit, von der den Freund der Tod hinweggerissen, den herrlichen Demetrius, im Sinne Schillers zu vollenden und auf die Bühne zu bringen, ließ er wieder fallen und ebenso den zweiten, mit Zumsteeg zusammen eine theatralische Gedenkfeier zu veranstalten. Er mußte etwas Selbständiges schaffen: die Glocke, dies unsterbliche Lied, in dem Schillers ideale Lebensanschauung ihren klassischen Ausdruck gefunden, soll szenisch dargestellt werden, und er will in einem Epilog ein großzügiges Charakterbild des Dichters entwerfen, seine Bedeutung und Verdienste in schwungvollen, begeisterten Worten feiern. — Am 10. August 1805, also drei Monate nach des Dichters Tode, fand die geplante Aufführung statt. Als die fertige Glocke aus der Grube heraufgewunden war, sprach die unter ihr erscheinende Muse Goethes Scheidegruß an den verstorbenen Freund.

.....

Denn er war unser. Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt
Und fruchtbar sich in Rat und Tat ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.

Wenn einer, so konnte gerade Goethe das bezeugen, keiner hatte das wie er im fortwährenden persönlichen Verkehr erfahren und empfunden. Dieser unaufhörliche Austausch der Gedanken, dies gegenseitige sich ganz verstehen, sich fördern, sich befruchten, sich genießen, dies Zueinanderfließen zweier hochgestimmter Seelen, das war das Wesen dieser Dichterfreundschaft.

Lange hatte sich Goethe nach einer solchen Ergänzung des eigenen Ich gesehnt. Seit er nach der italienischen Reise mit Frau von Stein, deren förderndem Einfluß er entwachsen war, gebrochen hatte, war die Stelle in seinem Herzen leer geblieben. Jetzt nach sechs Jahren der Ode und Vereinsamung wurde ihm der Wunsch seines Herzens erfüllt.

An einem Maiabend 1794 war's, als er zufällig nach einer Sitzung der Jenaischen naturforschenden Gesellschaft zugleich mit Schiller die Treppe hinabstieg und sich mit ihm im Anschluß an den gehörten Vortrag in ein wissenschaftliches Gespräch vertiefte, das sich auf der Straße fortsetzte bis an Schillers Wohnung. Goethe folgte der Aufforderung, ein wenig mit einzutreten. In dieser

Stunde, wo Goethe zum ersten Male Gelegenheit fand, einen tiefen Blick in die unendlich reiche Gedankenwelt des um zehn Jahre jüngeren Mannes zu tun, wurde das seelische Band geknüpft, das nun die beiden von Tage zu Tage fester umschlang, bis sie zuletzt nicht mehr ohne einander leben zu können meinten, bis keiner mehr sozusagen eine Zeile, einen Gedanken niederschrieb und veröffentlichte, der nicht von dem andern geprüft und gebilligt, und so im doppelten Feuer geläutert und gehärtet war. Die ernstesten Probleme der Wissenschaft, die tiefsten Geheimnisse des Lebens, die höchsten Gesetze der Kunst wurden gemeinsam ergründet, alle eigenen Schöpfungen vom ersten Keimzustande bis zur letzten Vollendung besprochen und erwogen. Das knüpfte die beiden Männer, die sich so glücklich ergänzten, so eng, so unauflöslich zusammen.

Nicht besser kann das Verhältnis gekennzeichnet werden als durch die Worte, die Schiller zweifellos in dem Gedanken an Goethe seinem Wallenstein in den Mund legt:

„Denn über alles Glück geht doch der Freund,
der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt.“

Und Goethe, der sich anfangs so zurückhaltend gezeigt, ja Schiller in geradezu verletzender Weise bei Seite geschoben hatte, mußte später bekennen: „Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillersche Anregung aus mir geworden wäre.“ „Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten.“ „Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenem Samen und Zweigen hervorging.“ „Es war ein Glück für mich, daß ich Schiller hatte. Denn so verschieden unsere beiderseitigen Naturen auch waren, so gingen doch unsere Richtungen auf eins; welches denn unser Verhältnis so innig machte, daß im Grunde keiner ohne den andern leben konnte.“ „Alle acht Tage war Schiller ein anderer und vollendeterer; wenn ich ihn wieder sah, schien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil. Seine Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze. . . . seine letzten Briefe bewahre ich als ein Heiligtum unter meinen Schätzen.“ — Was aber Goethe uns von Schillers Eigenschaften im persönlichen Verkehr bezeugt, das bestätigen alle, die in näheren Verkehr mit ihm getreten sind. Man lese nur, was Peterzen und Konz, was Hoven und Scharfenstein, Körner und Streicher, Humboldt, Adlerskron, Fischenich, Beck und Graß über ihn geschrieben haben, alle rühmen in gleicher Weise seine liebenswürdig heitere Geselligkeit, seine stets geistreiche Unterhaltung, seine Schlagfertigkeit und seine mühelose Sicherheit, mit der er die ernstesten und schwierigsten Probleme behandelte, den Reichtum seines Wissens, der ihn in allen Stücken zum sicheren Berater machte — kurz, alle bezeugen, daß die Freundschaft Schillers das Glück ihres Lebens ausmachte. „Jeder, der seines Umgangs auch nur eine kurze Zeit genoß, fühlte sich vom Zauber seines Gesprächs hingerissen, das immer schaffend und neue Ideen weckend zu hohen Lebensansichten führte“ (Karoline). Wilhelm von Humboldt sagt einmal: „Für ein Gespräch schien Schiller wie geboren. Auf jedes Thema ging er leicht ein. Er hielt immer den Faden fest, der zum Ziele führen mußte, und er brach nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab. Einziges Ziel aber war ihm die Wahrheit.“ Und Karoline berichtet: „Ein philosophisches Gespräch mit gleichdenkenden Freunden zog ihn von allen Sorgen ab und beschwichtigte oft die physischen Leiden.“ Das innere Interessiertsein, die ernste Anteilnahme zeigte sich gleich äußerlich in der fliegenden Röte auf seinen sonst bleichen Wangen. Da sah man, daß hinter seinen Worten das Herz, der ganze Mann stand, daß man es mit einer tiefsten Persönlichkeit zu tun hatte. Da brannte ein Feuer, an dem sich andere entzündeten mußten. Götschen sagt einmal: „Dieser Schiller hat mich, den jungen Huber und Körner

oft mit dem größten Ernst, mit hinreißender Beredsamkeit, mit Tränen in den Augen aufgemuntert, ja alle unsere Kräfte jeder in seinem Fache anzuwenden, um Menschen zu werden, die die Welt einmal ungern verlieren möchte. Wir haben ihm viel zu danken; und in der Stunde des Todes werde ich mich seiner mit Freude erinnern.“ Bei aller Lebhaftigkeit aber, bei allem Feuereifer kam, wie Streicher versichert, in seinen Reden nichts Scharfes, nichts Abstoßendes vor, „ein jeder wurde emporgehoben, seine Empfindung veredelt.“

So durften alle seine Freunde Goethe den Stolz und das Glück nachempfinden, das er in die Worte legte „denn er war unser“ und alle dachten wie Max von Wallenstein „Und eine Lust ist's, wie er alles weckt und stärkt und neu belebt um sich herum.“ —

Denn er war unser. Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen.
Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen.
Und hinter ihm im weifenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Ja, wir kennen die Irrfahrten des heimatlosen Flüchtlings, wir wissen, wie er auf den wilden Wogen des Meeres herumtrieb, an trostlose, einsame Küsten verschlagen wurde, wie er bisweilen, scheinbar der Erlösung nahe, wieder von wilden Stürmen erfaßt und in die furchtbare Wildnis des Ozeans zurückgeschleudert wurde, bis er endlich in Weimar den sicheren Port, das lang ersehnte Ithaka fand, das dem Gehegten Ruhe bot.

Seit jenem 14. Dezember 1779, wo er bei der Preisverteilung in der Militärakademie den gefeierten Dichter des Götz und des Werther inmitten zweier gekrönter Häupter hatte stehen sehen, lebte in seiner Seele als letzte schönste Hoffnung, als Ziel seiner stillen Wünsche und Zukunftsträume der Gedanke an Weimar. Als er dann fünf Jahre später, am zweiten Weihnachtstage 1784 dem jungen Herzog Karl August in Darmstadt den ersten Akt seines Don Carlos vorlesen durfte und unter schmeichelnden und anerkennenden Worten zum Weimarschen Rat ernannt wurde, da schien mit einem Male das Ziel näher gerückt. Immer stärker wirkt nun die magnetische Kraft der Musenstadt, dieses Mittelpunktes deutscher Kunst und deutscher Dichtung, immer näher lockt es ihn, immer enger zieht er seine Kreise. Endlich 1787 hält es ihn nicht länger in Dresden, rasch entschlossen entflieht er dem Körnerschen Freundeskreise und eilt an den Ort seines Sehns. Doch er wird enttäuscht. In Weimar leuchtet nur ein Stern, vor dem alle anderen verblaffen. Ihn kennt man kaum, man hält sich zurück, und Goethe selbst, als er von seiner Reise zurückgekehrt, verlegt durch seine abweisende, mehr als vornehme Kühle: der Dichter der Iphigenie und des Tasso lehnt jede Gemeinschaft mit dem Verfasser der Räuber ab. Erst nach weiteren zwölf Jahren ist der Bann gebrochen. Jetzt ist's Goethe, der ihn selbst einlädt, und am 3. Dezember 1799 kann er endlich nach langen Irrfahrten in dem heißersehnten Hafen landen. Ja, Weimar ist ihm nun „ein sicherer Port“ geworden. Hier waren ihm alle Bedingungen für ein freudiges Schaffen geboten. Nicht mehr gedrückt von materiellen Sorgen, frei von den Fesseln eines Berufs, der seiner Natur nicht entsprach, äußerlich und innerlich unabhängig, kann er nun mit vollster Hingebung seinen Ideen

leben. Hier fand er, was er suchte: Licht, Luft, Freiheit, geistige Anregung, gleichgestimmte Seelen, einen ebenbürtigen Freund, einen trefflichen Resonanzboden für die Werke seiner Muse „den auserlesenen Kreis, der rührbar jedem Zauberschlag der Kunst mit leisbeweglichem Gefühl den Geist in seiner flüchtigsten Erscheinung hascht,“ eine tüchtig geleitete, gut besetzte Bühne, die imstande war, seinen Werken Gestalt zu verleihen.

Doch dieser „sichere Port“ ist ihm nicht das zauberische Eiland der Circe, das ihn zum behaglichen Genuß läßt, nein, für seine glühende Seele gibt es kein Ruhen und Rasten. Vorwärts! Aufwärts! war allezeit seine Losung. Jedes neue Jahr bringt eine neue Schöpfung, ein herrliches Drama. — So schwebt sein Geist im Reiche der Gedanken, er schreitet fort ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen. Das Irdische berührt ihn kaum. Wilhelm von Humboldt schließt die Vorerinnerung zu dem von ihm herausgegebenen Briefwechsel mit Schiller mit den Worten: „Solange sein Leben währte, war er ausschließlich und unablässig im Gebiete der Ideen und der Fantasie beschäftigt. Von niemandem läßt sich vielleicht mit so viel Wahrheit sagen, daß er die Angst des Irdischen von sich geworfen hatte, aus dem engen, dumpfen Leben der Wirklichkeit in das Reich des Ideales geflohen war. Er lebte nur von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern umgeben, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich hervorzubringen vermag.“ In der Tat, was das Denken und Sinnen der meisten Menschen ausmacht, was den größten Teil ihrer Tage und Stunden ausfüllt, darüber ist seine große Seele erhaben:

„Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Da schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnisvoll und klar entgegenkam.
Dort sich und uns zu köstlichem Gewinne
Verwechselt er die Zeiten wunderjam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Des Dichters Seele bedarf der Anregung, um in Schwingung versetzt zu werden. Obwohl nicht eigentlich musikalisch, war Schiller den sanften Tönen der Musik stets sehr zugänglich. Die Vischerin („Laura“) am Klavier begeistert ihn zu dithyrambischen Ergüssen. In Oggersheim läßt er sich allabendlich in der Dämmerstunde von Streicher vorspielen, während er sinnend und dichtend das Zimmer durchmisst, das Spinett der Gattin stand stets in seinem Arbeitszimmer. Auch die äußere Umgebung tut viel, um die Stimmung zu heben: das Dichterstübchen in Gohlis mit dem Blick auf das liebliche Rosental, das idyllische Gartenhäuschen am Rebenhang bei Lischwitz, das waren Plätze nach des Dichters Geschmack, da ließ sich sinnen und schaffen. So erbaute er sich auch in Jena am Ende seines Gartens dicht am Ufer der der Saale zueilenden Leutra im Sommer 1798 ein kleines stilles Dichterheim. Hier auf dieser „Gartenzinne“, wie Goethe sie nennt, hat der trotz seiner Krankheit rastlos tätige Mann in der Tat die Zeiten oft vertauscht. Wenn Natur und Menschen im Schlummer lagen, wenn kein Laut der Alltagswelt den Dichter aus seinen Träumen schreckte, wenn der Blick durch die Fenster hinauf zu dem Firmament und dem still seine Kreise

ziehenden ewigen Sternentheer ihn dem Irdischen entriekte, dann kam der Geist gewaltig über ihn, dann begann die Zeit des dichterischen Schauens und Schaffens, dann schrieb er seine Glocke und die Balladen, Maria Stuart und Wallenstein. — Aber dieser unermüdlche Fleiß, dem die Tagesstunden nicht genügten, kennzeichnet nicht bloß diese allerdings besonders fruchtbaren Jahre des Jenaer Aufenthalts, das ist vielmehr eine Eigenschaft, die wir in seinem ganzen Leben an ihm bemerken. Die schwäbische Zähigkeit, die unentwegt einem hohen Ziele zusteuerte, war schon ein Erbteil des Vaters, der sich vom einfachen Bauernjungen erst zum Barbier, dann zum Feldscheer und endlich gar zum Leutnant und Major emporgearbeitet hatte. — Schon das Erstlingswerk des Dichters verdankt seine Entstehung zum großen Teil durchwachten Nächten; Licht durfte freilich nur im Krankenjaal gebrannt werden, er mußte sich also schon krank melden, wenn er die Ruhe der Nacht zum Dichten benutzen wollte. — Vom Fiesco las er dem Freunde Streicher, wie dieser berichtet, öfters mit geröteten Augen am Morgen vor, was er in der Nacht geschrieben. Eine Normalarbeitszeit hat er nicht gekannt. In Oggersheim hat er drei Wochen hindurch nur auf Minuten sein Zimmer verlassen: er mußte Dalberg von seiner Dichtersfähigkeit überzeugen. In Bauerbach konnte die alte Judith kaum so viele Bücher auf ihrem Rücken aus Meiningen herbeischleppen, als er für seine Studien zum Don Carlos nötig hatte. Aus Weimar und besonders aus Jena meldet er Körner, daß er täglich 12—14 Stunden zu arbeiten habe, und Goethe erzählt, daß bisweilen abends um acht Uhr noch das unberührte Mittagessen vor seinem Stehpult stand. — Nach einer schweren Lungenentzündung (1791) schleppt er sich mühsam, auf den Stock gestützt, durch das Zimmer an den Schreibtisch, um — Kant zu studieren. Flieht ihn in der Nacht der Schlaf, so nützt er die Stunden, Tassos befreites Jerusalem und Reisebeschreibungen zu lesen. — Je mehr er in den letzten 15 Jahren seines Lebens dem elenden, siechen Körper die Zeit zur angestrengten Arbeit abringen muß, um so kostbarer werden ihm die Minuten. „Tätigkeit“, schreibt er an Fischenich, „löht mich mit der traurigen Existenz aus, wozu mein kranker Körper mich verurteilt,“ und Wilhelm von Humboldt bezeugt das mit den Worten: „Anhaltend selbsttätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie und wich nur den heftigsten Anfällen seines körperlichen Übels. Es schien ihm Erholung, nicht Anstrengung.“ Ruhepausen, sich freuen am Erfolg, auf den Vorbeeren ruhen, das hat es für Schiller nie gegeben. Noch umrauscht von den Jubelrufen der Räuber-aufführungen, sagt er: „Meine Räuber mögen untergehen, mein Fiesco soll leben.“ Und als man ihn nach den drei ersten Bühnenstücken über die meisten Dramatiker der Zeit setzte, schwur er von vorn anzufangen, um den Wettlauf zum höchsten Ziele zu wagen, und wenn er zunächst nun viele Jahre schwieg, so geschah es, um dem schöpferischen Geiste erst eine breitere Wissensunterlage zu schaffen. —

Nun glühte seine Wange rot und röter
 Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
 Von jenem Mut, der früher oder später
 Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
 Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
 Bald kühn hervorbrängt, bald geduldig schmiegt,
 Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
 Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Selbst durchglüht von dem heiligen Feuer edelster Begeisterung und beseelt von dem festen Glauben an das Emporstreben, an die Entwicklung der Menschheit, an den Sieg des Guten, selbst Idealist und Optimist in dem Maße, daß alle irdische Not, alles Darben und Hungern, alle Knechtung und Mißhandlung, alle Krankheit und Schmerzen den klaren Spiegel seiner Seele höchstens auf Augenblicke haben trüben können, entflammt er auch die Herzen anderer und reißt sie gewaltsam in seine reinen Höhen empor. — Schiller war nicht etwa ein Asket, er wußte die Güter und Freuden des Lebens zu schätzen. Aber er warf sie hin, wenn Höheres auf dem Spiele stand. Elternhaus und Vaterland, bürgerliche Existenz und gesicherte Lebensstellung, äußere Ehre und Gesundheit — das alles kann er ohne jedes Schwanken opfern, wenn es gilt die innere Freiheit zu wahren, die Persönlichkeit frei zu entfalten, der Stimme des Herzens zu folgen, die ihm sagt, wie und wo er seinem Volke, der Menschheit am besten dienen kann. Mit Recht sagt Karoline von ihm: „Eines äußeren Motivs wegen zu tun, was seiner Überzeugung widersprach, war ihm unmöglich.“

Liebe, Freundschaft, Freiheit, Sittlichkeit, Wahrheit, das sind allezeit die Leitsterne seines Lebens gewesen. Vater und Mutter haben bis an ihr Ende die sorgende Liebe des treuen Sohnes empfunden und als ihr höchstes Glück gepriesen. Den Schwestern war er ein allezeit hilfsbereiter Bruder, die herrlichen Worte, die er in der Glocke der Gattenliebe und dem Eheglück gewidmet, sie kommen aus dem Herzen eines beglückten Gatten, eines zärtlichen Vaters. — Wie hat er die Freundschaft gepriesen im Liede und wie sie erzeigt im Leben! Wie hat er an Hoben und Streicher gehalten, wie Körner geliebt, wie Goethe vergöttert! Und er war treu. Mit Recht kann man von ihm sagen: er hat zahllose Freunde gewonnen und nie einen verloren. „Vertraulichkeit, selbst wenn sie aufgehört hatte, blieb ihm heilig“ (Karoline). — Aber sein Herz ist groß, es hat Raum für die ganze Menschheit. „Seid umschlungen, Millionen!“ singt er in seinem großen Freundschaftshymnus.

Liebe zu den Mitmenschen, ein weiches, mitfühlendes Herz zeigte sich schon bei dem Knaben. Alles schenkte er weg: Bücher und Kleider, die blanken Schnallen von den Schuhen, seine kostbarsten Schätze. — Wenn die Schwester in Not ist, so schießt er Geld, und wenn er selbst es sich borgen muß. Wie die Welt ihm begegnet, das kümmert ihn nicht. Hören wir auch mal in einer Zeit bitterster Enttäuschung aus seinem Munde die Klage: „ich hatte die Welt mit den glühendsten Empfindungen umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen kalten Eisklumpen in den Armen hatte.“ Aber alle diese Kälte hat nicht genügt, auch sein Herz erstarren zu machen, ihm die Liebe zu den Brüdern, den Glauben an die Menschen zu rauben. — Ebenjowenig vermochte Knechtschaft und Sklaverei sein Herz niederzubeugen. Im Gegenteil, je schwerer die Fesseln, um so lebendiger der Drang nach Freiheit. Freiheit ist der Schrei der gepreßten Seele, der uns aus jeder Zeile der Räuber entgegenringt. Freiheit ist der Grundton in allen weiteren Dramen bis zum Tell. „Die Idee der Freiheit durchdringt alle seine Werke“ (Goethe). —

Freilich, er hat um seine Freiheit kämpfen müssen. Immer wieder versuchte das Geschick ihm zu beweisen, daß er nicht frei sei. Soll ich sie alle nennen, die Tyrannen, die ihn gefesselt, geknebelt, mißhandelt haben? Die Laune eines despotischen Fürsten, die Unzuverlässigkeit eines ängstlichen Intendanten, die Hartherzigkeit von Gläubigern, die Not und der Hunger, die Schwachheit des Leibes, der Wankelmuth des Publikums —; aber trotz aller Ketten und Bande, trotz aller Tyrannen und Peiniger, er hat sein Wort an sich wahr gemacht:

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.

Und zu der sittlichen Freiheit, die er selbst in ewigem, heißem Ringen erstrebt, will er auch anderen ein Führer sein. Die Menschheit erziehen, das ist sein großer dichterischer Beruf. Deshalb niemals dem Zeitgeist nachgeben, dem Geschmack des Publikums huldigen, sondern es heben, zu sich emporziehen, das ist die große Aufgabe, die er sich und seiner Kunst stellt. „Das Höchste aller Zeiten stand immer vor seinem Geiste, und zu dem Höchsten und Besten wollte er auch die Gemüter der Menschen erheben“ (Karoline). „Der Menschheit Würde ist in euere Hand gegeben, bewahret sie!“ Nie hat wohl ein Dichter von der hohenpriesterlichen Würde seines Berufes höher und ernster gedacht und vor allem nach diesen Grundsätzen gewissenhafter gehandelt als Schiller.

Doch hat er so geübt, so vollgehaltig,
Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht;
Und manches tiefe Wort hat, reichgestaltig,
Den Wert der Kunst, des Künstlers Wert erhöht.
Er wendete die Blüte höchsten Strebens
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ja, dies bretterne Gerüste ist die Kanzel des Dichters gewesen, von hier hat er am liebsten und am vernehmlichsten zu seinem Volke gesprochen.

Daß er zum Künstler-, zum Dichterberufe bestimmt war, das hat ihm eine innere Stimme früh gesagt. Als Knabe zwar sieht er im würdigen Pfarrer Moser das Idealbild seiner Zukunft, und noch im 15. Lebensjahre versucht er den Herzog, der ihn mit despotischer Willkür aus der gewählten Laufbahn herausreißt, umzustimmen. Nur auf höheren Befehl widmet er sich der Rechtswissenschaft, geht aber leichten Herzens, als es gewünscht wird, zur Medizin über, hofft er doch, daß die Naturwissenschaft ihm die Brücke zur Philosophie schlagen soll. Eine Zeitlang hatte er sich für einen Historiker gehalten, aber bald wird er sich klar, daß die Geschichte ebenso wie die Philosophie ihm nur Mittel zum Zweck sind, die Geschichte den Geist bereichernd, die Philosophie ihn klärend, beide Grundlagen für den Dramatiker, der wirklich etwas Großes schaffen will. So können die ersten scheinbaren Erfolge des jungen Dozenten, der volle Hörsaal und der Beifall der akademischen Jugend ihn nicht blenden, und er sieht bald ein: „Zu einem musterhaften Professor werde ich mich nie qualifizieren, dazu hat mich die Vorsehung auch nie bestimmt.“ So schnürt er wieder sein Bündel und wandert weiter. Nur eine Stätte gab es, wo seine Seele Ruhe finden konnte, das war der Tempel der Kunst. „O Gott, du gabest mir Natur, teil' Welten unter sie, nur mir Gefänge!“ „Ich muß Künstler sein, oder ich will nicht mehr sein.“ — Der Schwerpunkt seiner dichterischen Tätigkeit aber liegt nicht in der Lyrik, nicht in weichen Akkorden, im Spiel der Gefühle; auch das Epos ist ihm zu beschaulich. Nur das Drama ist's, in dem seine leidenschaftliche Seele die Möglichkeit findet, ihr hohes Pathos, ihre ganze Wucht zu entfalten. — Hatte der jugendliche Anfänger noch an seinen Fähigkeiten gezweifelt, jener denkwürdige Abend des 13. Januar 1792, wo er klopfenden Herzens in der Loge des Mannheimer Theaters der ersten Aufführung seiner Räuber zusah, ließ den jagenden Wunsch zu jubelnder Gewißheit reifen. Wie konnte es anders sein! „Das Theater glich einem Tollhause,“ so berichtet ein Augenzeuge, „rollende Augen, geballte Fäuste, heifere Aufschreie im Zuschauerraum. Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen

wankten einer Ohnmacht nahe zur Türe. Es war eine allgemeine Auflösung, wie ein Chaos, aus dessen Nebel eine neue Schöpfung hervordringt.“ Wir verstehen es, wenn er unter dem Eindruck dieser Szenen an Dalberg schrieb: „Wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von (diesem Tage) zählen.“ Und mit dem stolzen Gefühle des Dichters deckt sich das Urteil eines ahnungsvollen Kritikers, der seine Besprechung der Räuber mit den Worten schloß: „Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser.“ —

Das Drama, das der 24jährige in einer öffentlichen Rede für das höchste Produkt des menschlichen Geistes erklärte, es ist und bleibt ihm die Summa des dichterischen Schaffens, das oberste Mittel, der Menschheit den Sinn des Lebens verständlich zu machen, die Bühne ist ihm eine heilige Stätte, von der nur der geweihte Priester reden darf. „Des Dichters erste Pflicht ist es, seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren.“ Denn der Dichter muß sich selber geben, ein Stück seines Wesens, und mit seinem Herzblut schreiben. „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.“ Dies Geleitwort seiner Jungfrau hätte er auch an die Spitze seiner anderen Dramen setzen können. „Ein großer Dichter muß der Busenfreund seiner Helden sein.“ Sind sie nicht alle, Karl Moor, Fiesco, Ferdinand, Posa, Max, seine Busenfreunde? sind sie nicht Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein? „Wenn die Gerechtigkeit für Geld verblindet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Mächtigen ihrer Laster spotten und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Bühne Schwert und Wage und reißt das Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl.“ Wie hoch muß der, der so von dem Recht und der Pflicht der Bühne denkt, die Anforderungen an die sittlichen Eigenschaften, an die Persönlichkeit des Dichters stellen! In der Tat, sein höchstes Streben ist es gewesen, erst sich selbst „zur reinsten Menschheit hinaufzuläutern,“ sich sittlich zu vervollkommen, seine Kenntnisse durch die eingehendsten Studien auf philosophischem und historischem Gebiet zu vertiefen, Welt und Menschen kennen zu lernen, Erfahrungen zu sammeln, um dann alles sein Wissen und Können, sein Empfinden und Wollen auf einen Punkt zu konzentrieren, sich selbst, seine ganze Persönlichkeit in jeder Dichtung zu geben.

„Er wendete die Blüte höchsten Strebens, das Leben selbst an dieses Bild des Lebens.“ — Noch auf dem Krankenlager sehen wir ihn mit dramatischen Entwürfen beschäftigt: der Tod überrascht ihn mitten in der Arbeit und ruft ihn von seinem halbvollendeten Demetrius, der uns als Torso noch begeistert. Die letzte heitere Stunde hat er im Schauspielhause verlebt, es war an jenem erwähnten Aprilabend, wo Goethe ihn begleitete, hier hat des Lebens heiteres Spiel ihm „noch am Abend vor der letzten Sonnen ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.“

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns das, wovor uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn er herniederschaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Wenn je auf einen Menschen, so läßt sich auf Schiller das Wort anwenden: Mensch sein heißt Kämpfer sein. Wohin wir schauen, Kämpfen und Ringen. Das ganze Leben eine ununterbrochene Kette von Not und Elend, von Mühen und Sorgen, von körperlichen und seelischen Leiden. Von dem Ort, wo sein Leben begann, dem engen, einsenstrigen Bauernstübchen in der nur aus einem Wohnraum bestehenden Mietswohnung der Mutter bis zu der armseligen Mansardenkammer im eigenen Hause, wo er sein Leben endete, haben ihn Not und Sorge nie verlassen. Die Mutter mittellos, verarmt, seit die Eltern aus dem stolzen goldenen Löwen verjagt, in dem kleinen Nillastorhäuschen von der Gnade der Gemeinde lebten; der Vater oft längere Zeit ohne Gehalt und auf die Unterstützung wohlwollender Freunde angewiesen: so wird schon der Knabe an Not und Entbehrung gewöhnt. In der Akademie litt er zwar nicht Not, aber er war Schüler zweiter Klasse. Der Regimentsmedicus in dem verrufenen Regiment Augé muß sich mit 18 Gulden monatlich durchschlagen. Durch sein Erstlingswerk, das er ja im Selbstverlag erscheinen ließ, weil er keinen Verleger für das staatsgefährliche Werk aufreiben konnte, in Schulden geraten, hat er sich aus diesem Elend, dieser Gläubigernot, nie wieder ganz retten können bis an sein Ende. Er starb, ehe er den letzten Rest seiner fast 20 Jahre alten Schuld an Körner — es handelt sich noch um 16 Louisdor — abtragen konnte, da durch seine Krankheit sich die Herausgabe seiner Gedichte verzögerte, deren Ertrag er für diesen Zweck bestimmt hatte. Ebenso wenig hatte er dem großmütigen Freunde Gotta die 2600 Gulden, die er ihm beim Ankauf seines Hauses in Weimar vorgeschossen, zurückerstatten können. Die letzte Schuld bei seiner Schwiegermutter mußte durch den Erlös für einen kostbaren Ring der russischen Kaiserin gedeckt werden. — Bei armen Offizierswitwen, bei Handwerksleuten und kleinen Beamten, bei edel denkenden Freunden und Wirten, ja bei Wucherern hat er leihen müssen, um sich vor Hunger zu schützen. Wochenlang hat er von Wassersuppen, gelben Rüben, sauern Kartoffeln oder Kartoffelsalat gelebt, weil die Kasse erschöpft war, und mit Kleidungsstücken war er oft so spärlich versehen, daß er die sieben tägige Reise von Mannheim nach Bauerbach mitten im Winter im leichten Sommerüberzieher machen mußte. Monatelang hat er in Oggersheim mit Streicher in einem Bette geschlafen. Daß in einem durch schlechte Ernährung geschwächten, durch unmäßige Arbeit überanstrengten Körper allerhand Krankheit einen bereiteten Boden fand, ist erklärlich. In Mannheim ergriff ihn 1783 ein Fieber, das ihn monatlang quälte, so daß er, wie er selbst erzählt, Chinarinde wie Brot aß. Von einer entsprechenden Pflege und gründlicher Ausheilung war bei den geschilderten Verhältnissen nicht die Rede, und so sieht man wohl in dieser Krankheit nicht mit Unrecht die Wurzel aller späteren Leiden. Ein gebrochener Mann war er seit der schweren Lungenentzündung im Januar 1791. In Erfurt, wohin er um die Jahreswende mit der Gattin gereist war, überfiel ihn plötzlich in einem Konzert ein Schüttelfrost. Es gehörte die Schiller'sche Willenskraft dazu, in solchem Zustande die Rückfahrt nach Jena zu wagen — bei den damaligen Reiseverhältnissen! Da war's denn freilich mit der Kraft zu Ende. Sechs Tage lag er, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Blut drang aus seinem Munde, eine Ohnmacht folgte der andern. — Kaum fing er an sich zu erholen, da trat im Mai ein noch heftigerer Rückfall ein: Der Puls setzte aus, die Stimme schwand, die Glieder wurden kalt und zuckten wie im Todeskampfe. Doch noch einmal ging der Würgengel vorüber, noch einmal genas er, aber völlig erholt hat er sich nun nie wieder; er war gezeichnet!

Seine Spannkraft war unwiederbringlich dahin. Ein Jahr war er gänzlich lahm gelegt, und wenn dann auch Erholungsreisen nach Karlsbad und Dresden und in das alte liebe Schwabenland

vorübergehende Besserung brachten, körperlich war und blieb er eine Ruine, und wie wir aus den Briefen der nächsten Jahre entnehmen können, wechselten Leiden aller Art — Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit, Rheumatismus und Halsentzündungen, Fieber und vor allen Dingen schwere Krampfanfälle — fast ununterbrochen mit einander ab. Als Goethe ihn im Jahre 1793 zu sich nach Weimar lud, antwortete er: „leider nötigen mich meine Krämpfe gewöhnlich den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil sie mir des Nachts keine Ruhe lassen, und überhaupt wird es mir nie so gut, auch den Tag über auf eine bestimmte Stunde sicher zählen zu dürfen. Ich bitte bloß um die leidige Freiheit, bei Ihnen krank sein zu dürfen.“ Doch solche Zustände ließen nicht etwa seine Schaffenskraft erlahmen, im Gegenteil. „In dem Maße, wie sein Körper zerfiel, wuchs sein Geist, zu immer höherer Vollendung schreitend, in immer neuen Wunderwerken unzerstörbare Denkmäler dieses gewaltigen Kampfes errichtend.“ Noch weniger konnte die immer fühlbarere Nähe des Endes seinen Mut wankend machen, seine Seelenruhe erschüttern. „Ich habe mehr als einmal,“ so schreibt er an Körner, „dem Tode ins Gesicht gesehen, und mein Mut ist dadurch gestärkt worden.“

Schlimmer aber als alle körperlichen Leiden sind die Qualen der Seele; und auch von diesen war unserem Dichter während seiner ganzen Lebenszeit ein reichliches Teil zugemessen. Als Knabe wird er von einem tyrannischen Fürsten den Eltern entrisen und gewaltsam in eine Laufbahn gedrängt, gegen die er Widerwillen empfindet. Jahrelang in klösterlicher Zucht geistig geknebelt, pedantisch gedrillt nach einer Methode, die eigens für Heranbildung von Strebern und Heuchlern erfunden schien; dann durch militärische Ordre in die Enge einer Stellung gezwängt, die ein freies Auswirken der Kräfte unmöglich machte, und auf alle Bitten und Gesuche abschlägig beschieden, wird er zuguterleht von seinem „gnädigen“ Fürsten mit den bekannten Worten abgefertigt und einfach mundtot gemacht: „ich sage, bei Strafe der Kassation schreibt er keine Komödien mehr.“ Der Verkehr mit dem „Ausland“ (die nachbarliche Pfalz war gemeint) wurde ihm untersagt, und er wurde mit Arrest bedroht, wenn er es noch einmal wagen würde, ein Gesuch um Milderung seines Loses einzureichen. Drohend winkte im Hintergrunde der hohe Tiviel und der Asperg, auf dem schon einer seit Jahren für seine freie Rede hinter Kerkermauern schmachtete, sein Freund Schubart. Können wir uns da wundern, wenn solche Aussichten den nach Freiheit dürstenden Jüngling zum Bruch des Fahnenweides trieben? Wohl krampfte sich sein Herz zusammen, wenn er an das bittere Herzeleid der Mutter dachte, wenn er sich sagte, daß er die Existenz des unbemittelten, von der Gnade des Fürsten abhängigen Vaters gefährde, daß er selbst im Begriff stehe, Vaterhaus und Heimat, Freundschaft und Lebensstellung vielleicht für immer preiszugeben. Das waren Stunden heißer Kämpfe, schwersten seelischen Leidens. Doch er blieb Sieger und entschied nach höherem Gesichtspunkt. Freilich ahnte er nicht, was ihm bevorstand. Jetzt folgten die schrecklichsten Jahre seines Lebens: getäuschte Hoffnungen und Mißerfolge, Undankbarkeit des Intendanten Dalberg und Ränke, Gehässigkeit und Lieblosigkeit eifersüchtiger Schauspieler, besonders Pflands; Hunger, Elend und Krankheit, vor allem aber die bittersten Qualen der Seele: Gewissensbisse gegenüber seinem Freunde Streicher, der die letzten Sparpfennige der Mutter mit ihm geteilt, der ehrenwerten Frau Fricke, die um seinetwillen ins Schuldgefängnis wandern mußte, der Frau von Wolzogen, die durch ihre offene Hand das Wohl ihrer Kinder gefährdete, den hochherzigen Hölzels, die von ihrer Armut gaben, ihn aus seiner Notlage zu befreien. Und mehr vielleicht als alles lasteten auf seinem gequälten Herzen die schweren Vorwürfe des Vaters, der nicht abließ, ihn in seinen Briefen der

Undankbarkeit, des Hochmuts und der Eitelkeit zu zeihen und der ihn dringend zur Reue und Umkehr mahnte. — Die späteren Erfolge des Sohnes haben den Vater ausgeföhnt, aber das demütigende Bewußtsein, bei anderen in Schuld zu stehen, das Gefühl der Abhängigkeit, der Unfreiheit, das ist gerade diesem nach Freiheit dürstenden Mann in seinem ganzen Leben nie erspart geblieben. Er ist trotz des Entgegenkommens der Leipziger und Kopenhagener „Gemeinde,“ trotz der Großmut Cottas eigentlich nie aus der Bedrängnis herausgekommen; er hatte Schulden in Stuttgart und Mannheim, in Bauerbach und Oggersheim, in Leipzig und Dresden, in Jena und Weimar, und wir hörten schon, daß er nicht einmal mit der beruhigenden Gewißheit sterben konnte, allen Verpflichtungen nachgekommen zu sein. —

Doch auch alle seelischen Leiden haben den Mann nicht klein, nicht mürbe gemacht, nicht zu Boden gedrückt. *Palma sub pondere crescit.* Ja, er ist gewachsen unter dem Leid. Gewachsen ist der Mensch und auch der Dichter. „Ein echtes Talent überwindet alle Schwierigkeiten,“ das war sein Glaube, und man tue ihm selbst nur wohl, wenn man es Prüfungen unterwerfe. Die durch Prüfungen geläuterte Seele leuchtet aus seinen Werken, hier reifen die Früchte seiner Leiden.

Man hat gesagt, daß wenn Goethe sich in seiner Seefahrt mit dem Steuermann vergleicht, der mit kräftiger Hand das Steuer erfaßt und das Schiff unentwegt mit ruhig festem Blicke auf sein Ziel lenkt, Schiller sich rühmen dürfe mehr zu sein, nämlich ein starker Schwimmer, der gegen Sturm und Wogendrang anschwimme, der mit eigener Kraft sich durcharbeite durch die Gewalt der tosenden Wellen, die ihn in die Tiefe zu ziehen trachteten.

„Es ist mir, als ob ich das Schicksal zwingen müßte,“ hat er einmal gesagt. In der Tat, er hat es gezwungen. „Vernet von ihm euch selbst überwinden,“ das Wort der trauernden Gattin gilt nicht nur seinen Kindern, an die es gerichtet ist, es gilt auch uns. —

So war sein Leben ein Kampf. Aber es fehlt ihm nun auch der Glorienschein des Märtyrers nicht. Wie ein Komet ist er dahin geschwunden, immer größer, immer breiter wird der Lichtstreifen er hinter sich läßt. Es bedurfte kaum der Mahnung Goethes:

„So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.“

Hat Schiller bei Lebzeiten gewiß seine Gegner gehabt — ich erinnere an die Kenienschde — nach seinem Tode nimmt seine Verehrung von Jahr zu Jahr zu. Die Freiheitshelden von 1813 und 1820, von 1830 und 1848 haben seine Werke an ihrem Herzen getragen, Herwegh und Freiligrath mit ihren freiheitstrunkenen Liedern, an seinem heiligen Feuer haben sie sich entzündet. Aber nicht nur einzelne Männer, nein, die ganze deutsche Jugend, das ganze deutsche Volk nahm die Dichtungen des großen Sängers in sich auf und machte sie zu seinem geistigen Eigentum. Es prägte seine Dramen und Balladen dem Gedächtnis ein, und in allen Lebenslagen schweben seine Weisheitsprüche ihm auf den Lippen.

Was will's da bedeuten, wenn von den Zeiten der Romantik bis zu den Vertretern des modernen Naturalismus und Pessimismus auch einige sich an ihm gestoßen, wenn selbst ein Hebbel und Ludwig versucht haben des Dichters Bedeutung herabzusetzen! Kann etwa Nietzsche mit seinem Schmähwort „Moraltrompeter“ oder Hartleben mit seinem verächtlichen „Limnade“ den Thron, den der Deutsche seinem großen Dichter in seinem Herzen errichtet hat, wankend machen, um an seiner Stelle einen neuen zu erhöhen, den der naturalistischen Wahrheit, der brutalen Wirklichkeit

oder gar an Stelle des Idealismus gemeine Selbstsucht zu stellen? Was wollen solche vereinzelt Stimmen gegen den brausenden Jubelruf einer Nation, wie er im Jahre 1859 durch alle deutschen Gauen erscholl und wie er heute bei der zweiten großen Jubelfeier wieder über den ganzen Erdkreis ertönt? Was beweist überhaupt Kritik und Theorie gegenüber tatsächlichen Erfolgen? Hatte nicht Prinz Wilhelm recht, der als Primaner hier unten auf dem Schulhof in einem theoretischen Streit mit seinen Kameraden Schiller leidenschaftlich verteidigte und die Gegner zum Verstummen brachte durch die Frage, ob sie ihm denn irgend einen deutschen Dramatiker nennen könnten, der auf ihre Seele einen so gewaltigen Eindruck gemacht habe wie Schiller etwa mit seinem Don Carlos!

Hier vor mir steht in verkleinerter Nachbildung die Büste des großen Mannes, den wir feiern, von einem Meister gefertigt, dem die Liebe den Meißel geführt, von des Dichters Jugendfreunde Dannecker. Als einst König Ludwig von Bayern, während der Künstler bei der Arbeit war, in seine Werkstatt trat und nach dem Gegenstand seiner Arbeit fragte, sagte Dannecker: „Der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen . . . Der große Mann steht immer vor meinen Augen, ich will ihn lebendig machen.“ Und als der König sich über die Größenverhältnisse des Bildes wunderte, meinte er: „Schiller muß groß sein, muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose.“

Möchte doch die Wirkung dieser Tage festlichen Gedenkens, insbesondere auch dieser unserer Feier die sein, daß das Bild unseres großen nationalen Dichters auch in unseren Herzen wieder recht lebendig würde, daß es vor unsere Seele träte, wie es vor der Seele des Jugendfreundes stand, groß, gewaltig, heroisch, „kolossal.“ Und möchte dann dies sein Bild uns, ja unser ganzes Zeitalter wieder erwärmen, Nüchternheit und Satttheit verdrängen, alle wieder jugendlich und begeisterungsfähig machen, die Seelen befreien und loslösen aus den Fesseln des Niederen, Alltäglichen, „Gemeinen.“

Ja, wir wollen uns willig von ihm emportragen lassen in seine lichten Höhen; er soll unser Gewissen schärfen, unseren Willen stählen, unseren Charakter festigen, von ihm wollen wir die überwindende, unwiderstehliche Kraft gewinnen, die freudig ringt, die siegreich kämpft gegen die „dumpfe Schwere des Erdendaseins.“

II.

Feier im Palais-Restaurantam 10. Mai abends, von 7¹/₂ Uhr an.

1. **Orchestervortrag:** Ouverture zu Iphigenie in Aulis Gluck.
2. **Chorgesang:** Der Menschheit Würde Mendelssohn.
3. **Deklamation:** Grüß dich Gott, du Schwabenland *) Suchier.
Meyer III.
4. **Chorgesang:** Lied an die Freude Beethoven.
5. **Ansprache des Direktors.**
6. **Chorgesang:** Schön ist der Friede Kriegskotten.
7. **Deklamation:** Zum 10. November 1859 Geibel.
Breiding I.
8. **Orchestervortrag:** Finnländischer Reitermarsch.
9. **Aufführung** von Wallensteins Lager durch Schüler.

Personen:

Wachtmeister	Fall I.
Trompeter	Hornel I.
Scharfschütz	Hellwig I.
Konstabler	Weißborn II.
1. Jäger	Großart I.
2. Jäger	Ide I.
Dragoner	Wurzer II.
Arkebusiere	Spöhr, Oppenheim I.
1. Kürassier	Pattberg I.
2. Kürassier	Brötelmann I.
Kroaten	Märcker, Steinbach I.
Ulan	Wolter I.
Rekrut	Weith I.
Bürger	Rack I.
Bauer	v. Fürstenberg II.
Bauernknabe	Lazarus I.
Kapuziner	Prinz I.
Marktenderin	v. Stumm I.
Aufwärterin	v. Jbell I.

10. **Gesang:** Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd.

Danach folgte ein geselliges Zusammensein der Festgenossen.

*) Da das Gedicht wenig bekannt ist, so lasse ich es hier folgen:

Grüß dich Gott!

Grüß dich Gott, du Schwabenland,
 Wo des Dichters Wiege stand,
 Wo der Mutter Arm ihn hielt,
 Wo im Dorf das Kind gespielt,
 Wo den Knaben heißer Drang
 Früh zum Tun und Schaffen zwang,
 Wo's ihn trieb und ihn beengte,
 Bis er kühn die Fesseln sprengte!
 Land, zum Dichtersang erkoren,
 Das viel Treffliche geboren,
 Dir gehört sein Werden zu:
 Schwaben, was ist reich wie du?

Grüß dich Gott, du Sachsenland,
 Wo der Flücht'ge Wohnung fand,
 Wo ihn freier Adlerflug
 Erdenfern zur Höhe trug,
 Wo er, treu dem Weltberuf,
 Ew'ge Meisterwerke schuf,
 Wo das rastlos rege Streben
 Bald zerstört sein stilles Leben!
 Land, das nie den Geist gekettet,
 Das die Dichterkürsten bettet,
 Dir gehört der Tote zu:
 Weimar, was ist reich wie du?

Grüß dich Gott, all deutsches Land,
 Das den Sänger früh verstand,
 Deutsches Volk, des Stolz er war,
 Ehrensfeß, tief, ernst und wahr,
 Dem'er treu blieb bis zum Grab,
 Dem er Ruhm und Ehre gab!
 Lieb'st es, so wie er zu ringen,
 Stark beharrlich durchzudringen —
 Volk der Denker, groß im Wissen,
 Wo du seist, zerstreut, zerrissen,
 Schillers Geist gehört dir zu:
 Deutschland, was ist reich wie du?

Ansprache des Direktors.

(Etwas erweitert.)

Meine verehrten Festgenossen,
insbesondere meine lieben Schüler des Friedrichs-Gymnasiums!

Hoch gehn in diesen Tagen die Wogen der Begeisterung in den Gauen des deutschen Vaterlandes und über seine Grenzen hinaus zum Preise unseres Dichtersfürsten. In begeisterten Reden werden seine unsterblichen Verdienste gefeiert, und Dichter, berufene und unberufene, singen ihm zur Ehre und zum Ruhm. Denn am gestrigen Tage hat er das erste Jahrhundert seiner Unsterblichkeit unter uns vollendet. So feiert man ihn wie an seinem 100 jährigen Geburtstage am 10. November 1859. Eins der schönsten damals gedichteten Lieder, das in seiner Einfachheit und Schlichtheit das Herz besonders ergreift, ist das eben vorgetragene von meinem alten Hanauer Lehrer Professor Dr. Reinhard Suchier, der hochbetagt noch dort in Frische des Geistes lebt und auch den gestrigen Tag noch bei der Festfeier des Hanauer Gymnasiums mitfeiern konnte. Wir haben schöne Worte zum Lob und Preis und zur Würdigung Schillers in unserer Schulfeier gehört; ich möchte in dieser Stunde Sie mit einigen Worten noch einmal hinführen zu der Geburtstagsfeier des Jahres 1859 in Marbach und dem Anteil, den wir Hanauer an dieser Feier hatten. Denn auf des Dichters Geburtsstätte sind auch bei der Feier des hundertjährigen Todestages naturgemäß aller Blicke besonders gerichtet, und große Festfeiern finden in diesen Tagen in Marbach und Stuttgart statt.

Als der hundertjährige Geburtstag Schillers nahte, da war allerorten eine große Begeisterung, den Tag in würdigster Weise zu begehen und seiner würdige Andenken zu stiften. Unter anderem erging im Mai 1858 ein Aufruf, beizusteuern zum Ankauf des Hauses in Marbach, in dem Schiller das Licht der Welt erblickte.

Den Zustand des Hauses schildert Josef Rant*) in seinem Buche „Schillerhäuser“ folgendermaßen (er besuchte es drei Jahre vor dem Jubiläum, 1856): Wir können uns einer feltamen Erschütterung kaum erwehren, wenn wir auf einmal vor einem Häuschen stehen, so klein, so schlicht, ja so ärmlich als möglich und dabei erfahren, hier sei der erhabene Denker und Dichter Schiller geboren! Man bleibt stehen und sieht beklommen eine Weile hin. Der Brunnen rauscht eintönig weiter, ab- und zugehende Wasserträgerinnen beschauen sich den Fremden, hier und dort öffnet sich ein Fenster, und ein neugieriges Gesicht blickt heraus. — Schillers Geburtshaus ist von einem Bäcker bewohnt; dieses kündigt schon von weitem das Brett mit Broten vor einem der Fenster an. Die Straßenseite des Hauses hat zu ebener Erde und im ersten Stock nur je drei Fenster; grüne, morsche Läden schließen die Fenster des ersten Stocks wie schläfrige Augenlider. Der Eingang in das Haus ist an der Ostseite; der Blick des Fremden fällt, indem er sich der Türe nähert, auf allerlei Wirtschaftsgerümpel und alte Gebäulichkeiten. — Ich trat eines schönen Sommertags durch die niedere Haustür in eine kleine verrauchte Vorhalle; Kinder sprangen und riefen da um eine kränkliche, hagere Mutter, am Herde innerhalb eines Verschlags brannte ein bescheidenes Feuer, und daneben holte der junge, blühende Bäcker Brot aus dem Ofen, das er, unterstützt von einem Jungen, nach der Stube

*) Vergl. zum Folgenden auch Alois Egger: „Schiller in Marbach,“ Wien 1868.

trug. Dahin folgte ich ihm über zwei hölzerne Stufen, nachdem wir gegenseitig freundliche Grüße ausgetauscht. — Wie klein und drückend, wie rührend schlicht war nun dieses Stübchen wieder! Ein großer Kachelofen verengt den ohnehin so knapp zugemessenen Raum noch mehr; dazu kommt ein Treppenverschlag, Wandbänke und ein unverhältnismäßig großer Tisch, so daß wenig Raum zum Hin- und Herbewegen übrig bleibt. Als ich eintrat, lehnten auf den Wandbänken herum große Laibe Brot, eine Heerschar von Fliegen schwärmte in der geheizten Stube durcheinander. Ich fragte nach Reliquien und Merkwürdigkeiten des Hauses. Der Bäcker zeigte in der Stube herum und sagte: „Ja, das ist alles.“ Dann legte er mir das „Schilleralbum“ auf den Tisch, damit ich meinen Namen einzeichnen möge. Aus Schillers Zeiten ist auch kein Restchen Einrichtung mehr da. Eine kleine schwarze Büste Schillers ziert einen Wandwinkel der Stube. Um das Postament derselben ist die Abschrift eines längeren Gedichtes befestigt, das unter anderen beziehungsvollen Stellen auch die folgende enthält:

Deutscher Barde, frei und groß,
Selt'ham fiel dein Schicksalslos,
Bald gelobt und bald getadelt
Und am End' auch noch geadelt:
Ach, vergib dem Vaterland,
Meister, seinen Unverstand! —

In dem erwähnten Aufruf aber heißt es u. a.: „Es gibt einen Ort, auf dem die Mienen des Dichters so laut als kaum anderswo nach einem würdigen Denkmal rufen, und das ist des großen Mannes eigener Geburtsort Marbach. Wohl steht noch die Hütte, worin er geboren; aber sie ist Privatbesitz, so daß nicht einmal ihre Erhaltung in der ursprünglichen Form gesichert ist. Wohl besitzt Marbach ein „Schillerfeld“, das die Pietät mit Baum- und Strauchwerk bepflanzte; aber gerade der Punkt des Platzes, der die weite Gegend über den Neckarspiegel so schön beherrscht und der wie zu einem Monument geschaffen ist, steht leer, weil die Stadt nicht die Aufbringung eines solchen aus eigenen Mitteln vermag. Nun, da Schillers hundertjähriger Geburtstag nahe ist, wird die Mahnung doppelt laut, mit ganzer Kraft die Bitte an die Deutschen auszusprechen, daß sie die Hand zu Spenden öffnen, um an der Wiege Schillers ein Gedächtnis zu stiften, das die Wünsche seiner Vaterstadt wie seines Vaterlandes erfülle. Sei es die Erwerbung des Geburtshauses, sei es ein einfach würdiges Denkmal auf dem Schillerfeld, was wir durch die deutsche Teilnahme zu erreichen vermögen: wir würden vom wärmsten Dank erfüllt sein, am hundertjährigen Geburtsfest unseres unsterblichen Landsmannes an der Stätte seiner Geburt ein Erinnerungszeichen einweihen zu können.“

Der Aufruf war u. a. unterschrieben von den Dichtern Ludwig Uhland, Justinus Kerner und Eduard Mörike.

Überall in den deutschen Landen fand der Aufruf lebhaften Anklang. Ich war damals Primaner des Gymnasiums zu Hanau und hatte mit sechs Kameraden ein Kränzchen, in dem wir an den Sonntag-Abenden hauptsächlich Schillersche Dramen in Rollen lasen. Auch wir wurden von dem begeisternden Gedanken erfaßt, etwas beizutragen zur Ehrung unseres großen Dichters, und sandten mit der Erlaubnis unseres Direktors einen Aufruf an die deutschen Gymnasien, beizusteuern zum Ankauf des Schillerhauses in Marbach. Der Aufruf fand freudigen Widerhall, 52 deutsche

Gymnasien außer Hanau steuerten bei, und wir konnten 1455 Gulden nach Marbach senden. Im ganzen kamen 10½ tausend Gulden zusammen. Von den „Hanauer Sieben“ leben nur noch der Pfarrer Calaminus in Elberfeld und ich; die anderen fünf sind schon dahingeshieden.

Das Schillerhaus war damals im Besitz des Bäckers Fischer, der darin eine Wirtschaft betrieb und das Haus für seine Zwecke beträchtlich umgestaltet hatte. Für 4000 Gulden überließ er es dem Schillerverein, und mit weiteren 2000 Gulden wurde die Wiederherstellung bestritten. Viel ist seitdem noch geschehen; und nun schaut es einen anders an, als oben geschildert. Wer nun durch die wiederhergestellte Tür an der Vorderseite eintritt in das reinliche Haus, den begrüßt im Flur Dannekers Kolossalbüste des Dichters. Links öffnet sich die Tür in die bescheidene Stube, wo Schillers Mutter wohnte und die einst dem Kinde die Welt umschloß. Hier blicken uns von der Wand die Bilder der Eltern entgegen, der Vater in frischer Manneskraft, die Mutter in vorgerücktem, aber noch ungebrochenem Alter. Dort sehen wir auch alte Reliquien, so das Spinnrad der Mutter, den Schreibtisch des Vaters, einen Spiegel und einen Stuhl Schillers aus der Zeit seines Aufenthalts in der Karlschule, im oberen Stock mit seinen zwei Gelassen befinden sich weiter Bilder, die Schiller oder Szenen aus seinen Werken darstellen, und weitere Schillerreliquien. Auch eine Schillerbibliothek wurde gleich anfangs begründet, die bald durch Sendungen aus allen Gegenden her sich vermehrte. Besonders aber haben in den letzten Jahren durch Schenkungen und Zusendungen, vorzüglich bei Gelegenheit der Feiern am 10. November, die Reliquien und literarischen Schätze sich in so ungeahnter Fülle angehäuft, daß nun der durch einen hochherzigen Aufruf des Königs Wilhelm von Württemberg vom 8. Mai 1895 ins Leben gerufene Schwäbische Schillerverein den schon lange gehegten Plan eines schönen Marbacher Schillermuseums und Schillerarchivs hat ausführen können, wo all diese Schätze ein würdiges und geräumiges Heim erhalten haben.

Dort in dem Schillerhaus liegt auch in einer Mappe von grünem Sammet mit gold- und silbergesticktem Hanauer Wappen das sogenannte „Hanauer Gymnasiaftenalbum,“ in dem all die deutschen Gymnasiaften namentlich verzeichnet sind, die auf unseren Aufruf Beiträge geliefert hatten. Und Stadtschultheiß Haffner, der leider allzufrüh verstorbene Vorstand des dortigen Schillervereins, schrieb mir im Jahre 1898: „Wie viele der in diesem Album verzeichneten deutschen Gymnasiaften haben beim Besuche des Schillerhauses als ergraute Männer feuchte Augen bekommen, wenn sie ihre Unterschriften lasen und davon hörten, wie ihrer alljährlich an dieser geweihten Stätte gedacht wird.“

Der Rest des 1859 gesammelten Geldes wurde aufbewahrt für ein Schillerdenkmal, das dort auf der Schillerhöhe errichtet werden sollte und zu dem am Schillerfeste des genannten Jahres der Grundstein gelegt wurde. Dieses Denkmal ist dann erst 1875 vollendet worden. Als Material zu dem Gusse dienten eroberte Kanonen, die Kaiser Wilhelm I. zu diesem Zweck geschenkt hatte. Am 9. Mai 1876 wurde es feierlich enthüllt. Ottilie Wildermuth, die ihre Jugendjahre zum großen Teil in Marbach verlebte, sah nun im Alter, ein Jahr vor ihrem Tode, die Idee verwirklicht, für die sie schon mit 17 Jahren geschwärmt hatte, und die Führerin der Festjungfrauen trug ein von ihr für diesen Zweck gedichtetes Lied vor:

So ist es endlich wahr geworden
Und unsere Sehnsucht ist erfüllt,
Wir grüßen nun auf unsern Fluren
Des hohen Dichters edles Bild.

Dir boten Deutschlands Königsstädte
Und die Museen stolzen Raum;
Hier blicke auf die stillen Mauern,
Wo Du geträumt den ersten Traum.

Wo ahnungslos, daß diese Sterne
Einst schmückte solchen Ruhmes Schein,
Die Mutter Dich mit sanftem Kusse
Gewiegt zur süßen Ruhe ein.

Wo Dich in klaren Neckarwellen
Der Zauber der Natur umrauscht,
Wo sinnend Du an Nebenhügeln
Hast ihrem leisen Ton gelauscht.

Du sahst die Vaterstadt nicht wieder
Auf Deinem raschen Siegeslauf;
Nun bist Du doch im Bild ihr eigen,
Sie nimmt den Sohn mit Jubel auf.

Wo still von hinnen Du gezogen,
Kehrst Du zurück im Ruhmesglanz,
Nimm zu der Ehre goldnen Kronen,
Auch Deiner Jugendheimat Kranz!

Es muß eine herrliche Feier dort gewesen sein an dem Jubeltage 1859, die uns in ihren Hauptzügen also geschildert wird (von Otto Elben „Das Schillerfest in Schillers Heimat 1859“): „Das Geburtshaus des Dichters war das Ziel der Wanderung für die zahlreichen Scharen, die zu Wagen und zu Fuß auf der Straße von Ludwigsburg nach Marbach pilgerten. Herrlich war die Wanderung, herrlich der Einzug in Marbach. Kein Wölkchen trübte den blauen Himmel: ein Frühling war hereingebrochen über das Schillerfest; und das Städtchen, das seinen Ehrentag feierte, hatte ein Frühlingsgewand angezogen. Eine Ehrenpforte, über welcher in einer turmartigen Erhöhung eine Glocke hing, die mit den Wappen der Stadt und Schillers und mit Fahnen geziert war, empfing die Wanderer; die Häuser waren beinahe ohne Ausnahme im grünen Schmuck der Tannenreiser. Fahnen in den deutschen, den Landes- und städtischen Farben flatterten überall. In geordnetem Zuge bewegte sich die Menge unter Glockengeläute und Kanonenschüssen nach dem Schillerhause. Es fesselte aller Blicke, dieses kleine stille Haus; dicht scharte sich die Menge in der engen Straße, ja die Dächer wurden abgehoben, um den Blick durch die Lücken auf das denkwürdige Haus zu haben.“ — Der schwäbische Dichter Johann Georg Fischer hielt zur Einweihung von Schillers Geburtshaus zu einem „Nationaleigentum“ die Festrede, woraus ich einige Stellen anführe. „So stehst du denn vor uns, stille Geburtsstätte jenes Marbacher Kindes, dessen Name seit acht Jahrzehnten die Welt erfüllt, für die Zukunft gesichert durch die Anstrengung der wackern Männer, die ihre Stadt und ihre Nation ehren wollten, indem sie die Wiege ihres größten Mitbürgers erwarben, und durch sinnvolle Künstlerpietät der Gestalt zurückgegeben, in der sie Schiller als Knaben umfing. Dank den Männern und den vielen beitragenden Händen von Deutschen aller Länder, daß sie ein teures Gut auf diese Weise der Verehrung des Vaterlandes übergeben! An dieser Stätte ist er gewandelt, der Knabe, diese Mauern hat er seine Heimat genannt, dieser Hügel und dieses Tal mit seinem Neckarströme hat er sich gefreut. — Dieses Haus ist durch den, den es geboren, ein Gegenstand der Weltgeschichte geworden, ein Nationaldenkmal, so unvergänglich und ruhmvoll als die Wiege der Zierden Athens und Roms. Und warum es uns einer der sonnigsten Punkte auf vaterländischer Erde bleiben wird, das ist, daß es uns den gegeben, den das deutsche Volk unter all seinen großen Dichtern sich am liebsten als Vorbild denkt, in dessen Ringen nach Stärke und Vollendung, nach Reinheit und Freiheit es am liebsten ein Beispiel seiner eigenen Wünsche und Hoffnungen erblickt. Und das möge dir, du Jugend, die du der Geburtsstadt Schillers angehörst, das möge der ganzen deutschen Jugend zu einem besonderen Sporn werden. Ein Gelehrter aus einer fremden Nation, der Engländer Carlyle, hat gesagt, daß er in Schiller das höchste Jugendideal eines Sterblichen angeschaut habe. Das ist ein hohes, herrliches Zeugnis! — Uns und den Generationen nach uns soll dieses Haus sagen: aus diesem kleinen Punkte hat sein herrlicher Geist zu einem Genius der Nation und der Menschheit sich erweitert.“

Aus dem engen Stübchen gings dann hinaus in die schöne, weite Welt, auf die Schillerhöhe, die im Glanze der Sonne mit ihrer herrlichen Rundschau auf das gesegnete Land in leuchtender Schönheit strahlte, und hier wurde unter den üblichen Feierlichkeiten der Grundstein zu dem künftigen Denkmal gelegt. Abends loderte in der Nähe der Schillerhöhe ein gewaltiges Feuer; an ihm zündete eine Gesellschaft von Bürgern ihre Fackeln an und zog in Begleitung des Niederkranzes in die Stadt vor das Schillerhaus, das mit bengalischem Feuer erleuchtet wurde. —

In unsere Zuschrift an den Schillerverein von Marbach hatten wir „Hanauer Sieben“ damals noch die Bemerkung aufgenommen, es möge von dem durch uns eingesandten Betrage ein kleines Kapital, etwa 100 Gulden, angelegt und aus den Zinsen desselben alljährlich am Geburtstage Schillers ein frischer, an passender Stelle im Innern des Hauses durch einen Schüler Marbachs niederzulegender Lorbeerkranz hergestellt werden. Seitdem sind die Schüler der dortigen Lateinschule das Organ für die Huldigung der gesamten deutschen Jugend, indem sie jährlich die Büste des Dichters im Geburtshause mit einem frischen Lorbeerkranz krönen. Der Akt wird mit dem Vortrage eines Schillerschen Gedichtes verbunden, und der Schillerverein von Marbach gibt dann jedesmal einen besonderen Preis, den sie den „Hanauer Preis“ nennen. Die Ansprache aber, die alljährlich jetzt der Primus der Lateinschule bei der Schillerfeier spricht, lautet so: „Unter den vielen Gaben, die auf das Jahr 1859 dem hiesigen Schillerverein zugeslossen sind, gibt es wohl keine schönere und herzerfreuendere als die, welche auf Anregung von sieben Hanauer Gymnasiasten von 53 höheren Lehranstalten zusammengebracht worden ist. Aus der damals überreichten Summe sollte nach dem Wunsch der Stifter ein kleiner Teil zurückbehalten und aus den Zinsen desselben alljährlich am Geburtstage Schillers von Marbachs Jugend ein frischer Lorbeerkranz an passender Stelle niedergelegt werden. So schmücke ich denn im Namen der deutschen Jugend Dein Haupt, Unsterblicher, zu dessen schönsten Ruhmestiteln es gehört, daß Du ein Dichter der Jugend genannt wirst.“ —

Am Tage der Säcularfeier traf in Marbach die Kunde ein, daß die Schillerfreunde in Moskau eine Glocke stiften wollten, die, gleichsam eine Verwirklichung der herrlichen Dichtung, in den Gauen der Heimat ertönen sollte. Im August des folgenden Jahres traf sie auf dem Bahnhofe in Ludwigsburg ein, wurde in feierlichem Zuge nach Marbach übergeführt und bei ihrer Ankunft von allen Glocken des Städtchens begrüßt. Vor dem Schillerhause hielt der Zug, und hier wurde die Stiftungsurkunde verlesen. In der Alexanderkirche dortselbst hat sie dann ihre bleibende Stätte gefunden. Um die Haube läuft eine Guirlande von Eiche und Lorbeer; darunter steht der Name „Concordia.“ Die Schweifung trägt das nach Dannecker ausgeführte Brustbild Schillers, und am Kranze stehen die Worte: Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine versammle sie die liebende Gemeine. Auf der dem Brustbilde entgegengesetzten Seite liest man in einem aufgeschlagenen Buche das Motto: Vivos voco, mortuos plango, die Lebenden rufe ich, die Toten beklage ich, und darunter die Inschrift: Der Heimat Schillers von dessen Verehrern in Moskau, den 10. November 1859. Am 10. November 1860 wurde diese merkwürdige Glocke eingeweiht und könnte zum erstenmal hinaus in den Neckargau, den Ruhm des Marbacher Kindes verkündend. Fischer aber sagte in seiner damaligen Festrede: „Die Schillerglocke soll von der Hochwacht dieses Turmes uns die Herzen wachläuten zum reinen Opfer fürs Vaterland; ihr Klang soll uns die Seele anfallen wie Strafgericht, wenn wir seiner vergessen könnten!“ Seitdem wird sie am Geburts- und Todestage des Dichters früh und abends geläutet. —

Seit 1867 nimmt der Wiener Schillerverein „Glocke“ an dieser Feier sinnigen Anteil, indem er am Schillertage alljährlich einen Knaben aus Marbach mit Schillers Gedichten und einem Goldstück beschenkt, und die höhere Töchterschule zu Landau sendet seit dem Jahre 1897 eine Blumenpende*), die bei der Feier auf der Schillerhöhe an dem Denkmal von einer Schülerin Marbachs niedergelegt werden soll, und Schillers Werke, die diese Schülerin eingehändigt bekommt. In der Adresse dieser Schule heißt es: „Wenn ein Dichter, so verdient es Schiller, der Sänger der „Glocke“, der „Würde der Frauen“, auch von der Frauenwelt hochgehalten zu werden. Darum wollen auch wir Mädchen der Allberehrung, die sich in sichtbaren Zeichen ausspricht, nicht fernbleiben, wo schon seit dem Jubiläumsjahre 1859 Schüler deutscher Gymnasien durch eine alljährliche Vorbeerpende das Andenken des großen Mannes ehren. Ziemt es nun uns als Mädchen weniger, den Dichter mit dem Vorbeer zu krönen, so bringen wir ihm, der den Frauen die Aufgabe zuwies, „himmlische Rosen“ ins Leben zu flechten, einen duftigen Blumengruß.“ — So hat sich denn die jährliche Feier in Marbach am 10. November etwa folgendermaßen gestaltet: Morgens $\frac{1}{2}$ 7—7 Uhr Läuten der von den Deutschen in Moskau gestifteten Schillerglocke; $\frac{1}{2}$ 11—11 Uhr desgleichen; 11 Uhr Schulfeier der Lateinschule und der höheren Töchterschule im Geburtshause Schillers. Ansprache des Oberpräzeptors der Lateinschule, Deklamationen und Gesänge der Schüler, Ansprache und Bekrönung der Schillerbüste durch einen Lateinschüler namens der deutschen Jugend; Verteilung des Wiener und Hanauer Preises. Nachmittags $\frac{1}{2}$ 2 Uhr Schulfeier der Knaben- und Mädchenoberklasse an dem Schillerdenkmal. Deklamationen und Gesänge, Schmückung des Denkmals mit Blumen, Erteilung des Landauer Preises an eine Schülerin sowie des vom Schillerverein Marbach zur Erinnerung an die Gedekfeier am 9. Mai d. J. neugestifteten Geldpreises an einen Schüler der Oberklasse der Volksschule. Mit Einbruch der Dunkelheit Beleuchtung des Schillerhauses; abends 6 Uhr Gesangsvorträge des Liederfranzes an dem Schillerhause; sodann von 8 Uhr Bankett des Schillervereins Marbach in einem Gasthause oder in der städtischen Turnhalle mit Gesängen, Ansprachen und Aufführungen. — So feiert Marbach alljährlich den Geburtstag seines großen Sohnes.

Wir hatten 1859 im Hanauer Gymnasium eine schöne, zahlreich besuchte Feier. Der Chor sang aus Schillers Glocke, ich hielt als Oberprimaner meine Erstlingsrede über Schillers Gedicht „Das Glück“, mein leider schon ein halbes Jahr danach verstorbener Lehrer Otto Bilmar sprach über den Charakter Philipps II. in Schillers „Don Karlos.“ In der Frankfurter Didaskalia aber erschien damals das oben erwähnte schöne Gedicht von dem Gymnasiallehrer Dr. Suchier, dem Bruder meines verstorbenen, auch zu den „sieben Hanauern“ gehörenden Freundes.

Zu derselben Stunde, in der die Feier im Geburtshause Schillers jährlich stattfindet, am 10. November 1898, also nun 40 Jahre nach unserer Stiftung, versammelte der jetzige Direktor des Gymnasiums in Hanau, Dr. Braun, die Schüler zu einer Schulfeier, erzählte ihnen von dem Ankauf des Schillerhauses und dem Schillerdenkmal in Marbach, von dem Anteil, den Hanauer Gymnasialisten dabei gehabt, und schloß seine Ansprache mit den Worten: „Jene sieben Schüler von 1859 haben sich für alle Zeit den Dank der ihnen nachfolgenden Schülergeschlechter gesichert. Möge man nach weiteren Jahrzehnten und noch lange hinaus, wenn ihr dereinst diese Anstalt verlassen habt, auch von euch sagen, wie wir es von jenen sagen: Sie waren würdige Söhne ihres Vaterlandes,

*) Leider ist diese seit einigen Jahren ausgeblieben. Die Schülerinnen der Oberklasse schmücken nun von sich aus das Denkmal mit Blumen.

fern stehend allem Niedrigen und Gemeinen, begeistert mitten im wüsten Getriebe dieser Alltagswelt für das Ideale, Schöne und Gute, sie haben dem Gymnasium Ehre gemacht. Möget auch ihr in Opferwilligkeit für edle Bestrebungen euren Vorgängern nicht nachstehen."

Zum 10. November 1901 entsandte das Gymnasium zu Hanau eine Deputation von drei Oberprimanern nach Marbach, um, wie es hieß, die Geburtsstätte unseres ewig jungen Schiller aus eigener Anschauung kennen zu lernen und um am Geburtstage Schillers in dessen Geburtshaus im Anschluß an die Schulfeier der Lateinschule Marbachs dem Gedanken laut Ausdruck zu verleihen, daß die heutigen Schüler des Hanauer Gymnasiums noch von denselben Gefühlen des Dankes und der Begeisterung gegenüber unserem großen Dichterkönig beseelt sind wie die Generation, die im Jahre 1859 unter Führung sieben dortiger Gymnasiasten diesen Gefühlen den bekannten schönen Ausdruck verliehen hat.

Vor zwei Jahren, zu Anfang Juli 1903, war es mir nun vergönnt, was seit den Tagen meiner Jugend ein Gegenstand meiner Sehnsucht gewesen war, Marbach selbst zu besuchen. Ein eigentümliches Gefühl der Freude und Behmut zugleich erfüllte mich, als ich das kleine, bescheidene Häuschen betrat, in dem Schiller geboren ward, das Album sah mit meinem und meiner Freunde Namen, als ich das Schillerdenkmal auf der Schillerhöhe besuchte und das inzwischen vollendete prachtvolle Schillerarchiv mit seinen reichen Schätzen unter Führung des Archivars Dr. Ernst Müller, der das vielen von euch bekannte Schillerbüchlein geschrieben hat, eingehend betrachten durfte. Am Abend war ich mit den Meinen noch mit Herrn Müller und einigen anderen Freunden und Förderern der Schillersache in Marbach einige Stunden in gemütlichem Zusammensein im Gasthof „Zur Post“; am folgenden Morgen in aller Frühe eilte ich noch einmal zum Schillerhäuschen, besah mir noch einmal all die Einzelheiten und schied dann von dem lieben, gemütlichen, einfachen Städtchen in dem Gedanken, daß ich es nun wohl nicht wiedersehen würde.*) Leider war kurz zuvor Stadtschultheiß Häffner, der sich um den Schillerverein sehr große Verdienste erworben hat und mit dem ich seit Jahren in freundschaftlichem brieflichen Verkehr gestanden, nach längerer Krankheit gestorben, und ich konnte nur seine Witwe besuchen und mit ihr um den teuren Dahingegangenen trauern.

„Schiller war unser!“ so sagen stolz die Marbacher und Stuttgarter ganz besonders wieder in diesen Tagen; „er war unser!“ sagt aber auch stolz Weimar und das Sachsenland, und „er war unser!“ dürfen auch wir Deutsche alle sagen; einem jedem ist er von früh vertraut, sein Geist, wie er in den Liedern lebt, gehört uns allen zu, ein jeder hat seinen segnenden Einfluß verspürt. „Er war unser!“ so sagt mit Freude und Begeisterung auch ihr, meine lieben Schüler, denn zu seinen schönsten Ruhmestiteln gehört der, daß er ein Dichter der Jugend genannt wird.

*) Und doch fügte es sich glücklich, daß ich im vorigen Sommer noch einmal mit einigen meiner Angehörigen zum Besuche der großen Schillerausstellung dort weilen durfte. Wir haben wieder schöne Stunden dort im Kreise von Schillerfreunden verlebt, besonders mit der Familie des Medizinalrats Dr. Föhr, des Stadtschultheiß Härtner, des Oberpräzeptors Dr. Schott, dem Archivar Dörfel und den Stadträten Albrecht, Ernst und Richter.

Das ist die erste Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte. Sie enthält den Titel und die Namen der Autoren. Die Schrift ist in einer eleganten, klassischen Handschrift gehalten.

Die zweite Seite des Buches enthält die Vorrede des Verfassers. Hier wird der Zweck des Buches und die Gründe für die Veröffentlichung erläutert. Die Sprache ist klar und verständlich, was für eine gute Lesbarkeit sorgt.

Die dritte Seite des Buches enthält die Inhaltsverzeichnis. Hier sind alle Kapitel und Abschnitte des Buches aufgelistet, zusammen mit den entsprechenden Seitennummern. Dies ermöglicht es dem Leser, schnell zu den gewünschten Informationen zu gelangen.

Die vierte Seite des Buches enthält den Beginn des ersten Kapitels. Hier wird das Thema des Buches eingeführt und die ersten Grundlagen gelegt. Die Darstellung ist anschaulich und leicht verständlich.

Die fünfte Seite des Buches enthält den Beginn des zweiten Kapitels. Hier wird das Thema weiter vertieft und es werden weitere Details und Beispiele gegeben. Die Darstellung bleibt klar und strukturiert.